

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Verlagsanstalt: Verbergsche Buch- und Verlagsanstalt, Dresden, Neumarkt 15.

Redaktion: Verbergsche Buch- und Verlagsanstalt, Dresden, Neumarkt 15.

Die „Sächsische Arbeiter-Zeitung“ erscheint wöchentlich sechs Mal; Sonnabends mit dem Beiblatt „Nach der Arbeit“ Preis monatlich 80 Pf., Bringerlohn 20 Pf., durch die Post bezogen vierteljährlich 2 M. 50 Pf.

Nr. 50.

Wappstein die 4. Spalte ober

Dresden, Dienstag den 1. März

Bei Neuzugabe

1892.

Prozess Ahlwardt.

Schul und bumsig ist's in der Luft der politischen Ereignisse, gleich als wenn wir vor einem Unwetter ständen. Skandalprozesse aller Art werden verhandelt, die festesten Säulen der bürgerlichen Gesellschaft stürzen, Bankrotte, Depekchenunterschlagnungen machen das geschäftliche Leben unsicher, in den Massen wütht's und großt's, als ob sich irgend etwas Ungeheuerliches loslösen wollte. Kaum ist der Fall Prager vor den Schranken des Schwurgerichts in Moskau bei Berlin verhandelt worden, der die Ehen der Bourgeoisie in bengalischer Beleuchtung zeigte, noch hatten die bankrotten Bankiers Wolff, Waack, Bölle ihres Urtheilspruches, da wird schon wieder in diesem Hause ein Prozess verhandelt, der die geschäftliche Praxis der Berliner Stadtverwaltung beleuchten sollte. Diesmal gilt es den Antisemiten, die in Berlin tagtäglich sich die Kehlen wund schreien, um die politischen Grundlinge zu fangen. Einer ihrer Hauptkräfte, der Rektor Ahlwardt ist angeklagt, in einer Broschüre den Magistrat der Stadt Berlin und die demselben unterstellten Organe und Beamten der Schulverwaltung und einige Lehrer beleidigt zu haben. Die Broschüre führt den ihnen den Namen: „Der Verweissungskampf der arischen Völker mit dem Judentum“. Ahlwardt hat zwei Broschüren unter diesem Titel drucken lassen, die zweite weist nach, daß der Bankier Bleichröder einmal einen Meineid geleistet habe, um sich vor unbehaglichen Zahlungen zu schützen und daß verschleierte hochgestellte Personen, wie der Polizeipräsident Madai u., diesen Meineid mit dem Mantel christlicher Liebe und Warmherzigkeit zugebedt habe. Diese zweite Broschüre ist wieder beschlagnahmt, noch ist Ahlwardt und die in der Broschüre genannten Zeugen zur gerichtlichen Verantwortung gezogen worden. Man kann also annehmen, daß die staatlichen Organe zu viel mit der Bekämpfung der Sozialdemokratie zu thun haben, als daß sie sich mit den Verfolgungen weinender Bankiers abgeben könnten.

In diesem Prozess handelt es sich um die erste Broschüre, die sofort nach ihrem Erscheinen beschlagnahmt wurde. Trotzdem hat der Magistrat die Beleidigungen etwas lange auf sich sitzen lassen. Im August 1890 ist die Broschüre erschienen und am 18. Februar 1892 begann die Verhandlung. Wer ist nun dieser Ahlwardt? Vor Kurzem erst in dem Prozesse gegen den Hofrath Manoh, der Titel und Orden gegen fremdliche Bezüge besorgte, ist Ahlwardt's Name als Unterhändler genannt worden. Er war so etwas wie ein Schlepper. Er schleppete die Titel und Ordensfähige zu einem Herrn Thomas, Thomas brachte sie zu Manoh und Manoh verkaufte ihnen dann, was ihr Herz begehrte. Kann man es den drei Leuten übel nehmen, daß sie sich für ihre Dienste mit klingender Münze bezahlen ließen?

Dem Dritten im Bunde, Ahlwardt, aber genügt diese kleinen Gewinnste und sein Gehalt als Rektor einer Gemeinderichtschule in Berlin nicht, das Leben ist theuer, besonders wenn man es genießen will, und so suchte Ahlwardt seine Einkünfte zu erhöhen durch einen gelegentlichen Pimp oder durch wohlthätige Sammlungen. Jedes Jahr lang war ich in Bucherzählungen, erklärte er vor Gericht; die Zeugen erklärten, daß dem Ahlwardt durch reiche Gönner geholfen werden sollte, daß er aber immer wieder fortzupunkte. Unter den reichen Gönnern befand sich auch der Bankier Sommerfeld, der nach einem lustigen Leben sich eine Ruhe durch die Schläge jagte, als sein Bankrott und seine Depotunterschlagnungen offenkundig werden mußten. Als nun nichts mehr aus seinen Gönnern herauszuschlagen war, wurde Ahlwardt Antisemit, er veröffentlichte die Kenntnisse, die er wahrscheinlich im Umgange mit seinen reichen Gönnern erworben hatte, und giebt sich nun den Anschein, als ob er wegen seiner Bestimmung verfolgt und gehetzt werde.

Aber zugegeben, Ahlwardt ist eine sehr anrüchliche Person, sind deswegen seine Anschuldbigungen kurzer Hand zu verwerfen? Wohl nicht. Wo es sich um eine Korruption handelt, sind die korruptesten Männer die einzigen Männer, von denen man etwas erfahren kann. Anständige Menschen geben sich mit solchen Dingen nicht ab und können natürlich auch nichts aus eigener Erfahrung wissen. Die Berliner Stadtverwaltung laßt die zu Stadtbauten nöthigen Grundstücke sehr theuer ein, behauptet Ahlwardt, denn immer, bevor sie sich entschließen ein Grundstück zu kaufen, kommt ein lieber Bekannter und laßt ihr gerade das beste Grundstück vor der Nase fort, um es mit einem gehörigen Gewinnausschlag dann an die Stadt zu verkaufen. Besonders spielte der Stadterverordnete Pinkusohn als Grundstückverkäufer eine Rolle. Dann kam es vor, daß einige Leute dem Magistrat Grundstücke anbieten, die er auskäuflig; es war aber nur nicht der richtige Zeitpunkt, denn kurze Zeit darauf bekommt dies Grundstück ein guter Bekannter in seinen Besitz und hat dann die große Freude, es mit gehörigem Gewinn an die Stadt zu verkaufen. Das ist natürlich Zufall, aber wie sagt doch Kalkstein?

Den Zufall giebt die Vorsehung, zum Zweck muß ihn der Mensch gestalten.“ Und die Käufer gestalteten den Zufall zum Zweck. Sodann behauptet Ahlwardt, daß die Mitglieder der jüdischen Schuldeputation ihn hätten stützen wollen und zu diesem Zweck hätten ihn seine Lehrer beauftragt müssen; er behauptet, daß fortschrittliche Rektoren Pollitz treiben dürften, konservativ nicht; er behauptet, es ist nicht wahr, daß ich dem Lehrer Berner eine Ohrfeige gegeben habe und Lehrer Berner erklärt, daß er die Ohrfeige doch erhalten hat. Und so geht's fort. Tageslang behauptet Ahlwardt immer von Neuem, die schimpflichste Korruption waltet in der Berliner

Stadtverwaltung und seine Gegner treten auf und erklären unter Eid, Ahlwardt hat gelogen.

Hier das Richtige zu finden, ist schwer. Denn was Ahlwardt behauptet, läßt sich nicht beweisen, das bringt nicht an die Oberfläche, das schleicht und wühlt im Innern. Was Ahlwardt von dem Berliner Magistrat behauptet, es ist dasselbe, was Drummond in seinem Buch „Das Ende einer Welt“ über Paris berichtet, es ist dasselbe, was Zola in plastischer Weise in seinem Roman „Nenata“ darstellt, es ist die Behauptung, daß in der heutigen Gesellschaft viele Parasiten existiren, die aus den großen Steuergruppen lösseln, was sie nur lösseln können, die sich die Suppe gut schmecken lassen, die mit dem Marx des arbeitenden Volkes gefettet ist, es ist die Behauptung, daß die Liebeshwürdigkeit einer Frau mehr bewirkt als die Tüchtigkeit des Mannes, daß die Kletterer und Stellen nach Gunst und Verwandtschaft vergeben werden. Ahlwardt behauptet, daß bei Submissionen sein Gesinnungsgenosse Dopp Beförderungen nicht erhalten, wohl aber gut fortgeschrittliche Fabrikanten, und sein Gesinnungsgenosse Dopp bezeugt, daß ein Stadtverordneter zu ihm gesagt hätte: Ja, glauben Sie denn, daß ich Stadtverordneter sein würde, wenn nichts für mich dabei abstehe. Der Staatsanwalt wies darauf hin, daß diese Worte in der Weinaulne gesprochen waren. Gerade deswegen sind sie wahr, Herr Staatsanwalt. „Der Wein erfindet nichts, er schmeckt's nur aus.“

Und können diese „Entscheidungen“ nicht wundern. Sehen wir denn nicht Tag für Tag wie sämtliche politischen Parteien mit alleiniger Ausnahme der Sozialdemokraten in schamloster Weise ihre persönlichen Interessen verfolgen. Auf dem Sumpfboden der kapitalistischen Gesellschaft können keine Rosen gedeihen, sondern nur giftige Pflanzen. Es ist eine Blaspheemie sonder Gleichen, wenn ein Ahlwardt von „Idealen“ spricht, ein Mann, dessen Hand in den schmutzigsten Geschäften gewühlt hat, und wir können aber ebenso nur die Äpfeln darüber jucken, wenn die Männer der freisinnigen Partei in dem Prozesse thun, als ob sie nie ein Wasserlein getrübt hätten. Mit einer Sophistik sonder Gleichen will Ahlwardt nachweisen, daß die „Juden“ korrupt sind. Und wenn gesagt wird, daß waren ja „Christen“, so erklärt er, dann könnten doch Juden sein, dann sind sie Juden-Genosse. Andere Waffeln hat der Antisemitismus nicht. Die Ausbeutung, unter der die Arbeiter leiden, die Konzentration des Kapitals, die die Kleinbürger trifft, schieben sie den Juden in die Schuhe, aus dem einfachen Grunde, weil die christlichen Ausbeuter sich von der Konkurrenz der jüdischen Ausbeuter befreien wollen. Geht, sie erreichen, was sie wollen, die Juden würden schließlich aus Deutschland ausgewiesen oder auf bestimmte Verufe beschränkt. Was dann? Nach wie vor würden die Arbeiter unter den Ruthenstreichen der Kapitalisten seufzen, die von

christlichen Händen geschlagen nicht minder schmerzen würden wie von jüdischen, nach wie vor würde die Konzentration des Kapitals fort und fort gehen und die kleinen Handwerker ins Proletariat stoßen, und die kleinen Handwerker können sich freuen, denn es sind christliche Mitbürger, die riesige Renten und Kapitalgewinne in die Tasche stecken. Wie der Antisemitismus selbst, so die, inhuman und thöricht, sind auch seine Führer dunkle Existenzen, von Reich erfüllt, ohne jede Begeisterung für das Wohl der lebenden Menschheit, die unsere Bewegung Ruß und Kraft verleiht. So wie es sich darum handelt, gegen die Arbeiter Front zu machen wie beim letzten Buchdruckerstreik, geht die antisemitische „Staatsbürgerzeitung“ Hand in Hand mit dem „jüdischen“ Berliner Tageblatt.

Und ihre Feinde, die freisinnigen, Fortschrittler oder Demokraten, wie sie sich zu nennen belieben, kein besseres Zeichen für ihre Schwäche kennt es geben als diesen Prozess. Der schlimmste Vorwurf, den man einem freisinnigen machen kann, ist nicht etwa der, nicht muthig genug die Rechte des Volkes verteidigt oder reaktionäre Bestrebungen bekämpft zu haben. Nein. Diesen Vorwurf würden sie mit ihrer weisen, staatsmännlichen Voraussicht entkräften. Der schwerste Vorwurf ist der, daß sie nicht religiös und königlich sind. Sie wüßten jetzt gegen ihren Gesinnungsgenossen Dr. Hermes, weil er offen erklärte, die göttliche Herkunft des Heilands sei ihm ein Märchen, und der Vertreter des Magistrats, Justizrath Horwits, wüßte gegen die Zumuthung des Herrn Ahlwardt, der in seinem Wuche anbeutete, bei dem Plane, Kaiser Wilhelm einen Kranz zu senden, wäre er bei den Lehrern auf keine Gegenliebe geflohen. Dieser durchsichtige Verklammer! Die freisinnigen Behörden haben bei genug Gelegenheiten, wie zum Beispiel bei der Uebergabe des Vogelbrunnens, den man daher jetzt das „Forkendeken“ nennt, ihre loyale Ergebenheit bewiesen, als daß man ihnen eine solche irrationale Handlungsweise zumuthen könnte. Nein, die freisinnigen sind königlich und tiefreligiös. Deswegen haben sie auch nichts dagegen, daß die Jüdische des preussischer Königs erdhört wird, und daß die Schulen auf konfessioneller Grundlage errichtet werden. Nur ein wenig opponiren wollen sie, ein ganz klein wenig, und das kann ihnen doch kein verständiger Minister übelnehmen. Sie sind Staatsmänner, wie alle Stützen der Gesellschaft, und religiös, wie alle Staatsmänner und Staatsanwälte in Preußen, die jetzt mit biblischen Zitaten ihre Paßbayer aus schmücken. So rief der bibelkundige Staatsanwalt dem Ahlwardt zu: „Der Angeklagte als Jugendbildner und Erzieher hätte ganz besonders darauf streben müssen, den Kindern ein Vorbild zu sein statt dessen habe er das vierte und achte Gebot planmäßig überschritten und in seinem Buch „Hörreden und bösen Neumund besonders lächerlich ausgebreut.“ Neben dem Strafgesetzbuch werden

Feuilleton.

Fromont junior und Risler senior.

Von Hippolyte Haude.

Aus dem Französischen von Ludwig Knerz.

(Fortsetzung.)

Er dachte nur daran, daß diese eingeschickten Fromonts endlich von ihm gedemüthigt waren. Sie brauchten also den alten Garbinot. Als sie ausgereidet hatte, fing er mit allgemeinen Redensarten, die banal und verkehrt zugleich waren, wie: „Das wüßte ich ja, ich hätte es ja vorausgesehen, daß es zum Klappen kommen würde“, um mit der bestimmten Erklärung zu schließen, daß er, nach seinen der Familie bekannten Grundsätzen, keinen Sou hergeben würde.

Nun sprach Klara von ihrem Kinde, ihrem Manne, von ihrem durch den Bankrott entsetzten Namen.

Aber der alte Bauer blieb unerschütterlich.

„Was ist Dir sagen kann, ist, daß Savigny Euch offen steht.“

Wenn Dein Mann hierher kommen will, so kann er bei mir Buchhalter werden, meine Schreibereien besorgen, wofür ich ihm zwölftausend Frank Gehalt und freie Station für Euch alle ansetzen will.

Sage ihm das.“

Sie erhob sich empört über diese Antwort. Sie war als Tochter gekommen und man behandelte sie wie eine Bettlerin. So weit war es denn doch noch nicht mit ihnen gekommen.

Älternd schritt Klara ohne ihm zu antworten der Thür zu. Der Alte hielt sie jedoch durch eine Handbewegung auf.

„Sieh Dich vor, Du weißt nicht was Du thust.“ In Deinem Interesse rathe ich

Dir, Deinen Mann zu veranlassen, hierher zu kommen.

Du weißt nicht, welches Leben er da drinnen führt, denn wenn Du es wüßtest, würdest Du mich nicht um Geld bitten, damit er es dahin trägt, wo er das Deinige hingetragen hat.

Ich weiß Alles und habe in Paris so gut meine Polizei wie hier draußen und wie in Anieres. . . Ich weiß, wo dieser Durche seine Tage und Nächte zubringt und will nicht, daß meine Franks denselben Weg gehen. Für ehrliche verdientes Geld sind das nicht die richtigen Orte.“

Klara starrte ihn mit durch die Angst und das dunkle Gefühl, etwas Schreckliches zu vernennen, verzerrten Augen an. Sachend fuhr der Alte fort:

„Sie hat kein schlechtes Handwerk, diese kleine Sibonie?“

„Meiner Seel“, um so schlimmer, wenn ich den Namen genannt habe. . . Uebrigens hättest Du ihn doch eines Tages erfahren. . . Es ist sogar merkwürdig, daß Du so lange. . . Aber ihr Welcher seit so eitel, daß Ihr gar nicht glauben wollt, man könne euch betrügen. . . Nun, Sibonie hat alles verschluckt, was er hatte, übrigens unter Zustimmung ihres Mannes.“

Und ohne Mißbehag erklärte er nun der jungen Frau, wo das Geld für das Haus in Anieres, für Pferd und Wagen herkam, wie reizend das Absteigerquartier in der Avenue Gabriel ausgestattet sei. Man fühlte ordentlich, wie wohl es ihm that, seine Spionsthat an den Tag zu bringen und vielleicht mißte sich auch ein Gefühl des Hasses gegen die kleine Hebe, aus unerwidelter Liebe entspringend, darunter.

Klara hörte ihn an, ohne etwas zu erwidern. Ein unglückliches Lächeln zeigte den Alten und

stachelte seine Bosheit an: „Ach, Du glaubst mir nicht, Du willst Beweise.“ Und er gab sie ihr, einen nach dem andern, und köhrte sie ihr wie Dolche ins Herz. Sie brauchte ja nur zu Darsche in der Rue de la pair zu gehen, wo George als Neujahrsgeschenk für Sibonie einen Schmuck für dreißigtausend Franks gekauft hatte. Dreißigtausend Franks für einen Schmuck am Vorabend des Bankrotts zu zahlen.

Er hätte noch den ganzen Tag fortreden können, ohne daß Klara ihn unterbrochen hätte; sie fühlte, daß bei dem geringsten Anlaß ein Tränenstrom hervorbrechen würde und sie wollte lächeln, lächeln bis zum Ende. Sie wünschte nur schnell hinauszukommen, um diese kostbare Stimme nicht mehr zu hören.

Endlich hielt er inne, sie verneigte sich und ging nach der Thür.

„Du gehst schon fort, hast Du es so eilig?“

„Willst Du nicht mit mir frühstücken?“

Im Grunde seines Herzens fühlte er doch ein wenig Mißbehag mit ihr. Sie verneigte durch ein Schütteln des Kopfes.

Mit stolz erhobenem Kopfe durchschritt sie den Hof, an ihrem Lieblingsbaum und ihrer Lieblingsbank vorbei, ohne diese, ebenso wie sich, den Neunjahrsblätter, eines Blickes zu würdigen. Als Kind des Hauses war sie gekommen, als Fremde verließ sie es.

Sie flog mehr, als sie ging, an der Parkmauer entlang bis zur Stelle, wo die Handstraße vorbeiführte und der Briefkasten angebracht war. Unwillkürlich blieb sie stehen und eine plötzliche Erinnerung stieg in ihr auf, wie sie vor drei Jahren an dieser Stelle den Brief in den Kasten warf, der Sibonie zu einem vierwöchentlichen Besuche einlud. Eine innere Stimme sagte ihr, daß all ihr Unglück von dieser Minute herkam.

„O, wenn sie dies geahnt hätte.“ Und als sie

darin dachte, wußte sie ein gläubiges, glückliches Kind sie damals gewesen war, da empörte sich ihr Herz gegen die Ungerechtigkeiten des Lebens und sie fragte sich: Warum mir das? Was habe ich verschuldet?

Dann sprach sie wieder zu sich selbst: „Es ist nicht wahr, es ist nicht möglich, man hat mich belogen“, und auf dem ganzen Wege nach den Bahnhöfen suchte die Unglückliche sich selbst zu beruhigen, aber ohne Erfolg. Jetzt verstand sie auf alle Eigenheiten in der Lebensweise ihres Mannes seine verlegenen Mienen, seine Entschuldigungen, wo er gar nicht nötig hatte, sich zu rechtfertigen — aus Allem zog sie die Gewißheit seines Vergehens.

Sogleich, nachdem sie den Wagon verlassen hatte, begab sie sich zu dem Juwelier in der Rue de la pair, um ihre Zweifel zu enden und sich Gewißheit zu verschaffen. Ihre Furcht, die ganze Wahrheit zu erfahren, war so groß, daß sie lange vor dem Schaufenster des Ladens stehen blieb und die funkelnden Steine betrachtete, und wie sie so in ihrem einsamen feinen Anzuge versunken in den Anblick des Schmuckes sah, der mußte sie eher für eine glückliche junge Frau halten, als für eine gemarterte Schmerzverfallene, die das Geheimniß ihres Lebens erforschen wollte. . . .

Endlich trat sie ein. . . .

„Ach gewiß, gnädige Frau. . . Herr Fromont. . . Ein Halsband mit Diamanten und Rubinen. . . Wir können Ihnen dasselbe für fünf und zwanzigtausend Franks liefern.“

Also noch fünfzigtausend Frank billiger als ihm.

„Ich danke Ihnen, mein Herr! . . . Ich weiß es mir überlegen.“

(Fortsetzung folgt.)